

lichkeit des Kreuzesglaubens, die in Menschen, in Heiligen, je und je neue Wirklichkeit geworden ist, darf als ein christliches Argument gelten. Vielleicht ist sie *das* Argument fürs Christentum.

Bringen wir den möglichen Beitrag des Kreuzesglaubens zu mehr Humanität in dieses gleitende, funktionale Verhältnis: Mit dem Maße der Orientierung am Gott Jesu des Gekreuzigten, mit Schwund oder Wachstum dieser letzten Orientierung steigt oder fällt die Anfälligkeit für Ideologien, fällt oder steigt die Freiheit von ideologischem Befangen- und Verfallensein. *Das* etwa hat Jesus mit Ideologiekritik zu schaffen! Und Christen dürfen mit dem Apostel Paulus (laut Röm 8, 38), „überzeugt sein, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten (!), weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Mächte (!), weder Höhe noch Tiefe (von Geist, öffentlicher Meinung und dergleichen) noch irgendein anderes Geschöpf (!) uns zu trennen vermag von der Liebe Gottes in Christus Jesus unserem Herrn“.

Paulus ist nicht tot. Die trefflichste Kürzestformel christlichen Glaubens, die ich kenne – und ich stehe nicht an, sie theologisch zu nennen, und meine, kein Theologe habe das je besser gesagt –, hat in unseren Tagen ein Primaner oder eine Primanerin in folgende Worte gefaßt: „*Gott hat Jesus vom Tod erweckt und darin unsere ewige Freiheit begründet.*“

Jesus bei den Heiden

Aktuelle Überlegungen zur Heilung der Syrophönizierin*

Franz-Josef Steinmetz, Frankfurt

Die Geschichte der Syrophönizierin, die von Jesus die Heilung ihrer Tochter erbittet (Mk 7,24–30; Mt 15,21–28), aber zunächst einmal schroff zurückgewiesen wird, ist ärgerlich. Was die Geschichte als ganze uns heute zu sagen hat, bleibt fragwürdig. Daß Gottes Heilswille sich auch auf die „Heiden“ bezieht, ist (spätestens seit dem letzten Konzil) ausreichend bekannt. Wenn man dieses Evangelium trotzdem noch vorliest, werden zumindest offene Türen eingerrannt. Wie soll man Verständnis dafür aufbringen, daß Jesus sich gegen eine direkte Ausweitung seiner Tätigkeit sträubt und die heidnische Frau bis zum äu-

* Benutzte Literatur: I. Hermann, *Das Markusevangelium*. KK 5. Düsseldorf 1965. R. Schnackenburg, *Das Evangelium nach Markus*. Düsseldorf 1966. W. Trilling, *Das wahre Israel*. München 1965. E. Schweizer, *Das Evangelium nach Markus*. NTD 1. Göttingen 1967. J. Ratzinger, *Die christliche Brüderlichkeit*. München 1960. W. Bühlmann, *Wenn Gott zu allen Menschen geht. Für eine neue Erfahrung der Auserwählung*. Freiburg 1981.

Bersten demütigt? Zumal es um einen schreienden Hilferuf geht, um eine arme Bettlerin am Wege! So handelt Jesus, der sonst von Feindesliebe und vom barmherzigen Samariter predigt?

Die heilsgeschichtliche Rolle Israels und das Heil für alle

Zur Entschuldigung könnte man wohlwollend sagen, Jesus konzentriere sich auf seine Aufgabe in Israel. Was man tue, das solle man ganz tun. Man solle sich nicht verzetteln und alles auf einmal beginnen. Solches Vorgehen führe nur zu halbherzigem Einsatz, und letztlich komme wenig dabei heraus. Aber diese Erklärung ist ungenügend, weil sie lediglich psychologisch argumentiert und das theologische Problem übersieht.

Zuerst zeigt die Perikope von der Abweisung einer heidnischen Frau mit geradezu tragikomischer Anschaulichkeit, wie schwer es auch für Jesus war, gewisse traditionelle Vorstellungen bezüglich der Heils-Chancen von Nicht-Juden zu überwinden. Offenbar wollte er sich zunächst um Israel kümmern und das auserwählte Volk bekehren, dieses sollte sich danach erst an die übrige Welt wenden. Die Weise seines Vorgehens erscheint vielleicht wie Nationalismus, müßte aber vor allem als Strategie verstanden werden. Diese hatte sich seit langem bewährt. Es wird daher verständlich, daß Jesu Verhalten zu der Syrophönizierin in den späteren Diskussionen um die Heidenmission eine wichtige Rolle spielte; denn auch er war zunächst einmal zurückhaltend.

Jedoch schon im vorhergehenden Abschnitt, im Gespräch über rein und unrein (Mk 7,1–23), hatte Jesus erklärt, daß nicht eine Gesetzeserfüllung rettet, auf die man sich berufen kann, sondern das „Herz“, das alles von Gott erwartet. Er brauchte diese Lehre nur konsequent weiterzuführen und könnte der Heidin unmittelbar helfen. Trotzdem erinnert er an das wohl geläufige, unwahrscheinlich hartherzige Wort von den „Hunden“: „Es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hunden vorzuwerfen.“ (Mk 7,27) Daß die Heiden von manchen Juden „Hunde“ genannt wurden, ist der bedeutsame Hintergrund. Es ist auszuschließen, daß Jesus die Heiden verachtet und das gehässige Reden einfach übernommen hat. Aber die traditionellen Formeln und Bildworte spielen eine Rolle und müssen gesprengt werden, zumal sie eine gewisse Sorge ausdrücken. Nicht auf Kosten der Kinder sollen sich die Hunde sättigen. Wie unberechtigt solche Sorge ist, wird sofort klar; denn auf diese Bedingung kann sich die einfältig-schlagfertige Frau ohne weiteres einlassen: „Ja, du hast recht, Herr! Aber auch für die Hunde unter dem Tisch fällt etwas von dem Brot ab, das die Kinder essen.“ (Mk 7,28) Und Jesus hilft.

Ein gewisser Vorzug der Juden vor den Heiden bleibt deutlich, aber dieser ist streng heilsgeschichtlich zu sehen und darf nicht erstarren. Es ist richtig, daß Gott sich ein Volk erwählt hat, um ihm seine besondere Gunst und Sorge zu

erweisen. Dies geschieht jedoch im Blick auf alle Völker. Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die jeden rettet, der glaubt, zuerst den Juden, aber ebenso den Griechen (vgl. Röm 1,16). Der Vorzug der Juden ist groß: „Ihnen sind die Worte Gottes anvertraut.“ (Röm 3,2) Sie wurden aber nicht erwählt zu einem Privileg, sondern zu einem Dienst. Sie sollten Gottes Zuneigung zu allen Völkern offenbaren und nicht vergessen, daß auch sie unter der Herrschaft der Sünde stehen und auf Gottes Barmherzigkeit angewiesen bleiben. In dieser Hinsicht haben sie als Juden keinerlei Vorzug (vgl. Röm 3,9).

Wenn Jesus seine Tätigkeit praktisch auf das jüdische Volk „beschränkte“, so hat er doch die Heiden niemals gezwungen, zuerst zu Juden zu werden, um das Heil zu gewinnen. In der Geschichte vom heidnischen Hauptmann erklärt er sogar: „Viele werden von Osten und Westen kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen; die aber, für die das Reich bestimmt war, werden hinausgeworfen in die äußerste Finsternis; dort werden sie heulen und mit den Zähnen knirschen.“ (Mt 8,11f) Im Markus-Evangelium geschieht dieses Zusammenströmen der Heiden schon jetzt (vgl. 3,8). Die Syrophönizierin ist nur ein Beispiel, sie gibt Jesus Gelegenheit, die Universalität seiner Botschaft praktisch durchzuführen. Jesus konnte keineswegs wünschen, daß der Glaube der Heidin zu schwach sei, aber es kostete einiges an Mühe, sich gegen festgefaßte Strukturen und Traditionen auch wirklich durchzusetzen. Jesus war eben jüdischer Herkunft.

Bei Mattäus scheint diese Geschichte noch um einiges härter formuliert. Da ist zwar jener Einwand der Jünger, der Jesu Verhalten entschuldigen würde: „Schick sie doch weg, denn sie schreit hinter uns her.“ (Mt 15,23) Und schon einige Kirchenväter bemerkten scharfsinnig die Doppeldeutigkeit des griechischen Ausdrucks: Entweder daß die Jünger gemeint hätten, Jesus solle die Kanaanäerin heilen, oder daß sie ihn bedrängt hätten, die Frau ungeheilt fortzuschicken. Die deutsche Einheitsübersetzung lautet daher nicht ohnc Grund: „Befrei sie (von ihrer Sorge).“ (vgl. den gleichen Ausdruck in 18,27; 27,15) Es ist nämlich keineswegs eindeutig, daß die Jünger die Frau ohne Erhörung verjagen wollten.

Um so mehr springt nun die ablehnende Haltung Jesu in die Augen: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen Israels gesandt.“ (Mt 15,24) Woher kommt auf einmal diese Zurückhaltung, obwohl Jesus doch dem heidnischen Hauptmann ohne weiteres geholfen hat, wie wir schon sahen? „Sein Ruf verbreitete sich in ganz Syrien“, heißt es in 4,24. „Scharen von Menschen aus Galiläa, der Dekapolis, aus Jerusalem und Judäa und aus dem Gebiet jenseits des Jordan folgten ihm.“ (Mt 4,25) Grundsätzlich macht er doch allen, Gerechten und Sündern, auch dem gesetzesunkundigen „Volk des Landes“, sogar verachteten Gruppen wie Steuereintreibern und Dirnen das Angebot der Frohbotschaft. Eine Zurücksetzung von Heiden ist nirgendwo zu spüren. Im Gegenteil: Jesus er-

klärt den Einwohnern von Chorazin, Bethsaida und Kafarnaum, daß die Einwohner von Tyrus und Sidon (also doch wohl Heiden), sogar die von Sodoma, längst in Sack und Asche Buße getan hätten, wären in ihren Städten die gleichen Wunder geschehen wie am galiläischen See (vgl. Mt 11,21.23). Ähnlich werden auch die Männer von Ninive und die Königin von Saba ob ihres Glaubens gelobt (Mt 12,41f). Schließlich endet das Evangelium mit der Aussenbindung zu allen Völkern (Mt 28,19).

Warum also erklärt Jesus nach Mattäus der kanaanäischen Frau, daß sein Auftrag nur beschränkt sei, und warum sagt er seinen Jüngern (im Grunde das gleiche Problem!) in 10,5f: „Geht nicht zu den Heiden, und betretet keine Stadt der Samariter, sondern geht zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel“? Ich will nicht behaupten, Jesus habe niemals so etwas geäußert. Im Gegenteil: Es ist wahrscheinlich, daß er seine Sendung zunächst so verstanden hat. Er konnte die Weite seines Auftrags und die Konsequenzen seiner Lehre erst allmählich entfalten und zur Geltung bringen.

Es bleibt jedoch die Frage, warum der Evangelist Mattäus seinen Lesern so verschiedene Lehren zumutet, ohne die entstehenden Spannungen aufzulösen. Mit der traditionellen Erklärung „erst die Juden – dann die Heiden“ kommt man hier nicht mehr weiter. Es steckt anderes dahinter. Der Evangelist Mattäus möchte den Eindruck vermeiden (der in seiner Evangeliumsfassungstellenweise leicht entstehen kann), daß Jesus das Volk der Juden wegen seines Widerstandes fallengelassen habe. Er bleibt aber der Messias Israels. Er tut alles, um die verirrten Schafe wieder zu sammeln, sie vor dem Hungertod zu retten und auf fruchtbare Weidegründe zu führen. Die Juden sind immer noch die ersten Anwärter für die Königsherrschaft Gottes. Man soll nicht behaupten können, daß Mattäus etwa zugunsten der Heiden eine Endbekehrung Israels geleugnet habe (wie man aus Mt 8,11 ff meinte folgern zu dürfen). Daher unterstreicht er sozusagen das Geheimnis der Verwerfung Jesu durch gewisse jüdische Gruppen, indem er Jesus wiederholen läßt: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt.“ (Mt 15,24)

„Gott hat alle in den Ungehorsam eingeschlossen, um sich aller zu erbarmen.“ (Röm 11,32) Diese Hoffnung gilt allen, Juden wie Heiden. Keimhaft wird diese Wahrheit auch in der Perikope vom Glauben einer Heidin deutlich. Ihre Tochter wird geheilt und vom Dämon befreit, wie sie es wünschte. Von ihrem endgültigen Heil ist nicht ausdrücklich die Rede. Was aber bedeutet das Bild von der Heilung der Tochter anderes als Gottes Gnädigsein in Jesus!

Das Heil für alle und der Dienst der Kirche

Auf den ersten Blick scheint die Geschichte überholt zu sein, sie rennt tatsächlich offene Türen ein. Die heidnische Frau, die bei Jesus Erhörung findet, das

ist die Kirche selbst, die heute aus allen Völkern und nicht nur aus Judenchristen besteht. Schon die Kirchenväter haben diese Perikope so kommentiert, allegorisch, wie sie es nannten, aber sie haben damit durchaus Wesentliches getroffen. Was damals wie ein winziger Hoffnungsfunk aufleuchtete, hat sich wunderbar erfüllt. Wir alle sind gewissermaßen jene Frau, die Jesus von quällenden Dämonen (Ängsten, Leiden, Sünden) befreit hat. Viele Grenzen wurden überwunden, manche Vorurteile abgebaut. Bleibt nichts mehr zu tun, sondern nur noch zu danken?

Ich meine, daß zwar viele Türen offenstehen, aber dennoch neue Barrieren entstanden sind, die die alte Perikope höchst aktuell erscheinen lassen. In ihrer offiziellen Theologie erklärt die Kirche zwar ausdrücklich, nur an die Stelle jener heidnischen Frau gerufen zu sein, welche froh ist, daß sie etwas von dem Brot erhält, das die Kinder essen. In den Augen von Fernstehenden und Nicht-Christen hingegen spielt sie eher die Rolle dessen, der da sagt: „Laßt zuerst die Kinder satt werden; denn es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hunden vorzuwerfen.“ (Mk 7,27) Das alte Problem des Verhältnisses zwischen Juden und Heiden hat gewissermaßen neue Namen bekommen, aber es ist in analoger Weise dasselbe geblieben. Es spiegelt sich heute in dem Verhältnis zwischen Christen und Nichtchristen, zwischen Nahen und Fernen, zwischen Kerngemeinden und Außenstehenden. Wohl jede Religion hat die sublime Gefahr in sich, andere in negativer Weise auszuschließen.

Es ist vor allem die Vergangenheit der Kirchengeschichte, die uns belastet und die auch die neueren Erklärungen noch überlagert und verdunkelt. Zumindest in den Ohren der Fernstehenden klang es so, als sei es Lehre der Kirche, daß außerhalb der Grenzen der Christenheit nur Barbarei, Dunkelheit und Unglauben zu finden seien. Daher zögten die Missionare aus, um die nicht-christlichen Völker den Kräften der Hölle zu entreißen und in die Kirche zu führen, auf deren Tisch allein das Brot des Heiles läge. Von diesem Brot dürfte aber nur derjenige essen, der sich zuvor bekehrt hatte. Das hieß praktisch: Er mußte eine Fülle von Riten, Traditionen und Gesetzen übernehmen, die sich in der westlichen Welt um den Kern des Evangeliums gebildet hatten. Man erlaubte höchstens aus taktischen Gründen, in äußeren Dingen wie Gesängen, Kleidern, liturgischen Formen gewisse Abstriche zu machen.

Statt Gottes grenzenlose Barmherzigkeit zu verkünden, habe die Kirche nicht selten sich selber verherrlicht und die anderen verurteilt. Das Brot des Heiles lag auf ihrem Tisch, aber sie hütete es ängstlich wie einen Vorrat, der nicht für alle reicht. Die fremden Völker wären wie Hunde, die nicht würdig waren, vom Tisch der Herren zu essen. Solange sie das Christentum nicht restlos übernommen hätten, durften sie lediglich die Brotreste aufsammeln, die vom Tisch fielen. Ob sie davon satt wurden, blieb zweifelhaft. Ich sage das nicht, um anzuklagen, sondern um zu verdeutlichen, welchen Mißverständnis-

sen die Frohbotschaft zum Opfer fallen kann. Ich meine die Mißverständnisse als solche, sei es nun, daß sie aufgrund tatsächlichen Verhaltens von Christen entstanden sind, oder sei es auch nur, daß sie lediglich in der Optik von Nicht-Christen – möglicherweise infolge von psychologischen Projektionen – bestehen.

In Wahrheit ist die Sorge, daß irgendjemand auf Kosten der auserwählten Gotteskinder satt werden könnte, im Grunde gegenstandslos und lächerlich. Das Brot des Heils, das auf den Tisch der Kirche liegt, reicht für alle, zweifellos auch für die „Hunde“ oder für diejenigen, die wir als solche betrachten. Eigentlich müßten wir keine Angst haben, irgendwie zu kurz zu kommen.

In den letzten Jahrzehnten hat sich dann auch vielerorts ein besseres Bewußtsein gebildet. Die Kirche versteht sich gewiß als „Vortrupp“ der Menschheit auf dem Weg zum Heil, sie ist und bleibt Verkünderin des allgemeinen Heilswillens Gottes. Aber sie darf und will keine exklusive „Sekte“ von Heilsanwärtern sein, die vor allem ihre Rechte und Privilegien verteidigt. Sie fühlt sich vielmehr als Dienerin der Menschheit und Zeichen des Heils für alle. „Die Kirche als Gemeinschaft steht da wie das Kirchengebäude im Dorf: als Zeichen, daß dieses Dorf, diese Menschheit, zu Jesus Christus gehört.“ (W. Bühlmann)

Dies alles schließt keineswegs aus, daß die Fernstehenden und Nicht-Christen der geschichtlichen oder endzeitlichen Erfüllung in Christus bedürfen, um vollständig gerettet zu werden. Das darf und muß bei aller Anerkennung ihrer Möglichkeiten und Heils-Werte durchaus gesagt werden und entspricht dem Denken des Zweiten Vatikanums (z. B. Ad gentes Nr. 9; Lumen gentium Nr. 5). Aber es ist etwas anderes, sich darunter vorzustellen, daß unbedingt alle Menschen sozusagen physisch am Tisch der Kirche sitzen müssen, um wahrhaft satt zu werden. Es genügt, wenn sie die Kirche als „Sakrament des Heiles für alle“ erfahren und wenigstens keimhaft aus solcher Verkündigung leben.

Dieser anerkannten Theologie entsprechend wird auch schon mancherorts gehandelt. Man konzentriert sich auf den „wesentlichen Kern des Evangeliums“ und bemüht sich um „Inkulturation“. Man versucht, im Dialog mit Fernstehenden und Nichtchristen deren eigene Heilserwartungen besser zu verstehen und gegebenenfalls zu bestätigen und zu bestärken. Man versucht sogar, voneinander zu lernen.

Wenn diese Bemühungen trotz allem auf Widerstand stoßen, dann liegt das daran, daß man entweder an verkehrten Vorstellungen vom „auserwählten Volk“ festhalten will oder diese Vorstellungen schlechthin negativ besetzt sind und eine positive Sicht des Christentums verdunkeln. Nur so kann es denn auch geschehen, daß die Perikope vom demütigen Glauben der Syrophönizierin wie ein ärgerliches Relikt aus vergangenen Zeiten wirkt. Dabei setzt diese Perikope – wie wir zu zeigen versuchten – letztlich jeden Auserwählungsdünkel ins

Unrecht, indem sie den Glauben der „gesetzesfreien“ Heidin gegenüber aller bloßen „Gesetzlichkeit“ ins rechte Licht rückt. Am Ende der Erzählung steht eindeutig die Ausweitung der Grenzen, genauer noch: deren Überwindung. Aber die zahlreichen Mißdeutungen der Lehre von der „Auserwählung“ und deren verheerende Auswirkungen lassen diese Erkenntnis nicht genügend zur Geltung kommen. Es ist in der Tat nicht leicht, die positive Botschaft der Szene in Worte zu kleiden. Ich halte es trotzdem für notwendig.

Gerade weil sich die Kirche als diejenige verstehen darf, die in der Gestalt jener heidnischen Frau ihr Vorbild hat, sollte es ihre vornehmste Aufgabe sein, ihre gequälten Brüder und Schwestern, d. h. die Heidenvölker in sich selbst darzustellen und so die Hoffnung für alle, die sie verkündet, auch tatsächlich vorzuleben. Daß auf diese Weise das Bild von der „leidenden Tochter“ auf alle Völker bezogen wird, entspricht präzise dem Sinn der Erzählung. Jesus, der damals (wie auch in der Perikope vom heidnischen Hauptmann) eine „Fernheilung“ bewirken konnte, ist keineswegs darauf angewiesen, daß die Suchenden ihren Ort verlassen und dorthin kommen, wo er in besonderer Weise gegenwärtig ist, nämlich in der Kirche. Vielmehr gilt: „Was du willst, soll geschehen. Und von dieser Stunde an war ihre Tochter geheilt.“ (Mt 15,28)

Auf diese Weise könnten wir viel sorgloser werden und dennoch aktiv sein. Zwar wurden wir wie zuerst das Volk Israel und dann jene heidnische Frau „auserwählt“, um der ganzen Menschheit zu dienen. Die sogenannten „Auserwählten“ stehen jedoch nicht gegen, sondern für das Ganze der Welt. „Immer ist die Erwählung des einen die Nicht-Erwählung des anderen. Aber immer ist der Erwählte auch um des Nichterwählten willen erwählt und hat dessen Nichterwählung in seinem Schicksal stellvertretend zu tragen, so daß in Wahrheit der Nichterwählte der Erwählte und der Erwählte der Nichterwählte ist.“ (H. U. v. Balthasar) In diesem Sinne wird der diskriminierende Unterschied zwischen „dem Volk“ und den Völkern aufgehoben.

Das bedeutet für die Verkündigung, daß sie ihre Bekehrungspredigt vornehmlich als Befreiung für alle verstehen darf. Dies freilich in kluger Diskretion, ohne jegliche Anbiederung und Überrumpelung. Ganz gewiß aber auch nicht mit der Vorstellung, daß nur der gerettet wird, der sich von seiner bisherigen rituellen Praxis abwendet. Es geht um die wirkliche Befreiung des Herzens aus dem bloßen Gesetz. Entscheidend ist: „Frau, dein Glaube ist groß“ (Mt 15,28); die rituelle Praxis wird zweitrangig.

Mission bleibt nötig, aber wichtiger ist, daß wir die Frohbotschaft von Gottes Güte in Jesus nicht bloß verkünden, sondern danach handeln, damit sich als wahr erweist, was die Bergpredigt sagt: „Er läßt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ (Mt 5,45) Daraus folgt unmittelbar, daß wir nicht nur zu unseren Glaubensgenossen gut und freundlich sind: „Wenn ihr nämlich nur die liebt, die euch lieben,

welchen Lohn könnt ihr dafür erwarten? Tun das nicht auch die Zöllner?“ (Mt 5,46)

Es gilt also, auch denen Gutes zu tun, die vielleicht keine Antwort geben oder jeden Dank vergessen. Zum mindest müßte eine Hilfeleistung davon unabhängig sein können. In jedem, der hungrig, durstig, obdachlos, nackt, krank, im Gefängnis oder sonstwie hilfsbedürftig ist, sollen wir den Bruder Jesu Christi erkennen (vgl. Mt 25,37–44) und ihn nicht zuerst nach seinem religiösen Bekenntnis fragen. Man versteht wirklich nicht, wie ein falsch verstandenes Erwählungsbewußtsein diese Grundsätze übersehen konnte, als ob Häretiker und Nicht-Christen mit prinzipieller Geringschätzung bestraft werden dürften.

Der Fall der Syrophönizierin, die Jesus bewundert und demütig um Hilfe bittet, kann immer wieder eintreffen. Er müßte keinerlei Schwierigkeiten bereiten; denn schon im Alten Testament heißt es: „Ein Segen sollst du sein. Ich will segnen, die dich segnen ... Durch dich sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen.“ (Gen 12,3) Was aber gilt für den, der dich verwünscht?

Im Alten Testament heißt es an der zitierten Stelle: „Wer dich verwünscht, den will ich verfluchen.“ Im Römerbrief hingegen lesen wir: „Segnet eure Verfolger; segnet sie, verflucht sie nicht.“ (12,14) Diese höchste Aufgabe und letzte Möglichkeit des christlichen Glaubens bleibt keinem erspart. Es wäre naiv zu meinen, man könne in Zukunft alle Konflikte leidlos in Gesprächen klären. Unser Verhältnis zu den Fernstehenden und Nicht-Christen wird nie einfach problemlos sein. Das Gespräch zwischen den Religionen hat kaum begonnen. Selbst wenn es im Sinne des letzten Konzils (vgl. die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra aetate“) tatsächlich gelänge, die Kontakte zwischen den Kulturen zu fördern, sind neue Konflikte nicht auszuschließen. „Der Jünger muß sich damit begnügen, daß es ihm geht wie seinem Meister.“ (Mt 10,25) „Seht, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; seid daher klug wie die Schlangen und arglos wie die Tauben!“ (Mt 10,16) – Es ist kaum damit zu rechnen, daß die Kirche Jesu Christi in absehbarer Zeit eine allumfassende, große Herde sein wird. Jesu Jünger sind immer nur wenige.

Wo aber alle anderen Wege der Verbrüderung und Versöhnung zwischen Menschen versagen, da bleibt immer noch das Geheimnis des Kreuzes und der Weg des stellvertretenden Leidens in der Nachfolge Jesu, dessen Blut das Blut des Bundes ist, das für viele vergossen wird (vgl. Mk 14,24), nicht bloß für die Kinder, sondern auch für die zahlreichen „Hunde“, die ihn umlagern (vgl. Ps 22,17).